Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 112. Bromberg, den 18. Juli 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von Berthold Auerbach.

(3. Fortsetzung.)

Munde war acht Jahre alt geworden. Es war im hohen Sommer, im Tale war abgeweidet und der Pferch**) begann noch nicht, Medard hatte seinen sämtlichen Schafen Schellen umgehängt und es ging nun auf den Trieb ins hohe Waldgebirge. Das Schellengeläute währte unaufhörlich vom Morgen bis Abend, denn die Schafe auf der Weide fressen beständig im Gehen und stehen meist kaum so lange still, um das Gras abzurausen; Medard war immer in wundersamer Aufregung und er dachte mit schweren Sinnen, daß dies der letzte Sommer sei, in dem er den Munde bei sich hatte; zu Ostern mußte dieser bei Strafe endlich in die Schule. „Es ist vorher gegangen, es muß nachher auch gehen," tröstete sich Medard, wenn er überlegte, wie er diese Trennung ertragen werde. An einem Mittag, an dem die Nebel nicht von Berg und Tal wichen, saß Medard am Waldrande, an dem ein schmaler Holzweg sich hinzog, und vor ihm, den jähen Berghang hinab, weideten die Schafe; Munde stand weiter unten, just in der Biegung des Weges, in einer Brombeerhecke und erlabte sich an der saftigen Frucht. Vom Walde oben vernahm man Hacken und Knacken der Holzhauer und das Schellengeläute war so summend, daß Medard fast in Schlaf versinken wollte. Da hörte er über sich etwas poltern, er schaute rückwärts — hat sich ein Felsen aus seiner uralten Ruhe losgelöst? Da kommt es den Weg herab, ein in Schuß geratener lediger zweirädriger Karren, Medard ist ganz erstarrt, er schaut auf und schaut hinab und ruft schnell: „Munde, geh beiseite, Munde, um Gottes willen, lug auf!" Aber das Kind hörte nicht und der Wagen ist schon so nahe; kommt er bei Munde an, stürzt er die Halde hinab und zerschmettert das Kind, es ist kein Stein am Wege, nichts, womit man einhalten kann. All dies Schauen, Rufen war das Werk eines Augenblicks, schon ist das zermalmende Rad nahe, Medard kann sich retten — aber das Kind! Schnell streckt Medard halb träumend, halb wissend, was er tut, den rechten Fuß weit vor, es knackt, der Karren steht still... Die Leute, denen der Karren entronnen war, kamen mit Geschrei hinterdrein, sie fanden Medard mit zerknicktem Fuße, leblos, sie warfen schnell das Holz ab und luden Medard auf den Karren und führten ihn nach dem Dorf, wo er monatelang eingeschindelt lag. Um so lustiger aber sprang Munde um ihn her und das erquickte den Leidenden mehr als all die guten Tränkchen, die der alte Schäfer bereitete, und mehr als die sorgsame Abwartung der Meistersfrau. Medard war nicht so großmütig, seinem Bruder nie zu sagen, was für ein Opfer er ihm gebracht. Das Kind verstand dessen Bedeutung noch nicht, und als er in späten Jahren es erkannte, war die Tat eine längst gewohnte, wenig beherzigte, wenngleich Munde dem älteren Bruder mit kindlicher Hingebung zugetan war und es ihm nie in den Sinn kam, eine Einsprache dagegen zu erheben, daß ihn Medard stets „Büble" hieß. Medard konnte, wenn auch mit einem lahmen Fuß, seinem Geschäfte nachgehen; die Ruhe, die es mit sich brachte, war ihm nun besonders genehm. Munde war in der Schule und Medard blickte auf die Tage, da es ihm das Kind wie mit einem Zauber angetan hatte, mit verwundertem Lächeln zurück; und doch war etwas eingetroffen, und wer wußte, was noch daraus wird. Munde lebte im Hause Diethelms wie das eigene Kind und es war nicht anders zu vermuten, als Diethelm würde dem Munde gern seine Fränz zur Frau geben, denn Diethelm war wegen seiner Gutherzigkeit berühmt, die er allerdings zumeist nur auf seine Freundschaft* anwendete. Munde war und blieb eben der Schäferprinz, wie ihn Medard oft im stillen nannte. Bei all seiner Zärtlichkeit für das kleine Brüderchen und dessen große Hoffnungen versäumte indessen Medard doch seinen einstweiligen Vorteil nicht, er wollte für alle Fälle geborgen sein, er verstand es, wie man hier recht sagen kann, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, und zwar mit so verschlagener List, daß Diethelm das unbedingteste Vertrauen in ihn setzte, obgleich er es ihm noch manchmal vorrückte, daß er ein Sträfling sei. Medard machte sich nicht im entferntesten ein Gewissen daraus, das Vertrauen Diethelms zu mißbrauchen; denn das ist das Unergründliche in des Menschen Brust, daß oft Betrügerei neben Treuherzigkeit, Verstocktheit neben Zartsinn friedlich zu wohnen vermag. Als Munde konfirmiert war, wurde er Schäfer, aber der ältere Bruder gab seine Hoffnung noch nicht auf: Munde mußte einst die Fränz heiraten; und je mehr das Mädchen heranwuchs, um so größer wurde auch seine Liebe zu dem jungen Schäfer, immer hütete Medard den Bruder wie seinen Augapfel und diente ihm, als wäre er sein angeborener Herr. Erst als Munde Soldat werden mußte und der Diethelm ihn nicht loskaufte, faßte Medard einen tiefen Haß gegen seinen Meister; es genügte ihm nicht mehr an den gewohnten kleinen Veruntreuungen, er wünschte sich eine gewaltige Tat, um Zorn und Rache loszulassen; nur die Meisterin tat ihm leid dabei, und wenn sie nicht wäre, sagte er oft, hätte er den Meister schon im Stall erwürgt

Als Medard jetzt den Bericht seines Bruders hörte, sagte er nichts, sondern stieß nur den Rauch der Pfeife immer rascher heraus.

„Ich wollt'", schloß der Soldat, „der Diethelm würde über Nacht ein armer Mann, nachher könnt' ich die Fränz heiraten ungefragt."

„Büble, du bist ein Narr", rief Medard, „du mußt sie haben mitsamt ihrem Geld, und mag sie noch so hoffärtig sein, und ein Nickel ist und bleibt sie; aber freilich, da drüber darf man mit dir nicht reden. Wenn ich nur wüßt', wie's mit dem Meister steht; sauber ist's nicht, das glaub mir."

Nun besprachen die Brüder das Leben des Meisters. Diethelm war ehedem ein wohlhäbiger, still arbeitsamer Bauer gewesen, er war als Knecht nach Buchenberg gekommen und hatte die reiche Witwe, die Schwester des Schäuflerdavids, gegen den Willen ihres Bruders und ihrer ganzen Familie geheiratet. Stolz war er von je und selbst seine vorherrschende Tugend, die ihm einen großen Namen machte, schien davon nicht frei. Damals, als Diethelm die reiche Witwe heiratete, lebten seine Eltern noch, aber sie wie ihre andern sechs Kinder, die teils dienten, teils selber Familien gegründet hatten, lebten in äußerster Dürftigkeit. Das nahm nun schnell ein Ende, denn mit reicher Hand setzte Diethelm alle seine Angehörigen in Wohlhabenheit und alles, was Diethelmisch hieß, stand plötzlich in Ehre und Ansehen. Hatte Diethelm im allgemeinen eine freigebige Hand, so war sie es noch besonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gern die Armen und es war seine besondere Lust, daß alles stattlich daher käme; und wurde er auch oft von solchen mißbraucht, die fremder Gabe gar nicht

**) d. h. die Zeit, in der die Schafe der Düngung halber auf den abgeernteten Feldern „eingepfercht" werden.

* Verwandtschaft.

bedurften, immer wieder fand ihn jeder bereitwillig und hilfreich. Wenn unser Meister nach Letzweiler kam, stand alles still, als erschiene ein höheres Wesen, und die Lippen bewegten sich wie zu Segenssprüchen, denn solch einen Wohltäter hatte man noch nie gesehen, und Diethelm hatte nur abzuwehren, daß ihm nicht Kinder und Greise die Hände küßten. Seine hilfreiche Mildtätigkeit war aber auch ohne Grenzen und man fabelte allerlei über unermeßliche Reichtümer; er habe ein großes Los in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr. Diethelm gefiel sich in dem Ruhm seines Reichtums und seiner Wohltätigkeit. In den besten, manneskräftigen Jahren, als er Schultheiß geworden war, fiel es ihm auf einmal ein, daß er genug gearbeitet habe. Er verpachtete daher seine Äcker und lief müßig und mit eingebildeten Krankheiten im Dorf umher; aber auch dies Leben verleidete ihm nach wenigen Jahren, zumal er mit den Pachtbeständern vielerlei Quengeleien hatte. Er wollte ändern, mochte aber nicht mehr zurück, verkaufte nun trotz heftigsten Widerspruchs seiner Frau alle seine Äcker, nur die Wiesen behielt er und lebte von Zinsen. Bald aber fing er einen kleinen Kornhandel an, der nicht ohne Gewinn war, und nun ging er Tag und Nacht auf sogenannte Spekulationen aus, die ihm auch meist glückten.

Dieses Verwenden der ganzen Lebensarbeit seiner Dorfbewohner als bloßen Wertgegenstandes hatte schon in sich etwas Herausforderndes, Feindseliges. Der ewige Kampf zwischen den Hervorbringenden und denen, die solches mühsame Händewerk mit Reden und Schreiben zu eigenem Vorteil verwenden, ist auf dem Lande naturgemäß ein Widerstreit gegen die Kornhändler, der sich je nach den Zeitläuften zu ausgesprochenem Hasse entwickelt. Das Vorhalten des Gedankens von dem großen Weltverkehre und daß die Tätigkeitsergebnisse der ganzen Menschheit einander angehören, will bei dem, dessen Auge auf der beschränkten Stätte seiner Arbeit haften muß, nicht Eingang finden; in dieser wie in mancher andern Beziehung arbeitet die Zeit noch überall an der Erhebung zum Gedanken der großen Weltgehörigkeit.

Auch Diethelm erfuhr in seinem Tun mancherlei Haß, und statt ihn zu versöhnen, reizte er ihn noch, indem er oft laut sagte: „Ihr arbeitet euch krumm und lahm und ich schau' zum Fenster hinaus und hab' meine grünen Saffianpantöffele an und verdien' dabei in einer Stunde mehr als ihr in drei Monaten.“ Das war aber nicht immer der Fall und in demselben Jahre, als Diethelm in seinem Handel eine große Schlappe erlitt, wurde er auch nicht mehr zum Schultheiß gewählt und er begann nun das Schafhalten und den Wollhandel. Die Umgegend von Buchenberg eignete sich allerdings dazu, die Schafe ihre sieben Monate auf dem Weidgang zu erhalten, aber auch Seuchen blieben nicht aus, die empfindliche Verluste mit sich führten.

Medard war gegen seinen Herrn voll Zorn und Haß und wieder voll ergebener Abhängigkeit. Wenn er auch nun schon so viele Jahre bei ihm diente, ließ es ihn Diethelm gelegentlich doch noch immer fühlen, daß er ihn als Sträfling zu sich genommen, und behandelte ihn oft mit tyrannischer Willkür, gegen die auch nicht der leiseste Widerspruch sich erheben durfte. In der Seele des Schäfers setzte sich daher eine Bitterkeit fest, die ihn wünschen ließ, daß sein Herr einmal zu Falle kommen oder in seine Hand geraten möge.

Munde dagegen war voll aufrichtiger Liebe gegen Diethelm, der ihm dafür auch mit besonderer Freundlichkeit zugetan blieb.

Fünftes Kapitel.

Während die Brüder draußen vor dem Tor sich über das Leben ihres Meisters besprachen, saß dieser drin beim Sternenwirt im hinteren Stübchen vor einer Flasche vom Besten, die der Sternenwirt zu Ehren seines Gastes auftischte und dabei seine Familienverhältnisse darlegte.

Halb klagend, halb ruhmredig erzählte er, wie sich die Zeiten ändern: er selber sei noch Metzger gewesen und habe dabei gewirtet, jetzt aber müsse ein Wirt alle Sprachen kennen und ein Handwerk daneben zu treiben sei gar nicht denkbar; sein Wilhelm sei aber auch in Genf und „auf der Universität von allen Kellnern, im Schwan in Frankfurt,“ gewesen

Diethelm zeigte sich zu diesen Mitteilungen besonders teilnehmend und aufmerksam, denn es ist dem bangenden Herzen oft nichts erwünschter, als durch Aufnahme fremden Schicksals sein selbst zu vergessen. Während der Sternenwirt erzählte, hatte sich eine von dessen Töchtern und der Sohn angelegentlich mit Fränz beschäftigt und waren oft in lauten Scherz ausgebrochen. Der Sternenwirt rückte nun, von der Teilnahme seines Zuhörers ermutigt, weiter heraus: wie glücklich ein vermögliches Mädchen mit seinem Wilhelm werden könne, er wolle den Engel in der obern Stadt kaufen und ausbauen und sei ohne Rühmens der geschickteste Wirt. Diethelm nickte einverständlich und bemerkte nur, daß der Wilhelm noch jung sei und wohl noch ein paar Jährchen warten müsse, und der Wirt stieß eben mit ihm an, als der Reppenberger eintrat. Diethelm nahm ihn beiseite und vernahm, daß nichts zu verkaufen sei und höchstens ums halbe Geld.

„Sag nur, ich behalt' den Posten auch noch,“ rief Diethelm plötzlich laut und sagte dann, daß es alle hören konnten, leichthin zu dem Wirt:

„Kannst mir nicht auf eine Stunde fünfhundert Gulden geben?“

„Auf eine Stunde kann's schon sein,“ erwiderte der Wirt, „es hat mir ein Händler tausend Gulden aufzubewahren gegeben. Nicht wahr, du bringst mir's gleich wieder? Von wegen, wenn's mein wär', könntest's behalten, so lang du willst, wär' mir sicherer als im Kasten. Es ist halb Silber und halb Papier. Was willst?“

„Die Taler, der Steinbauer hört das Geld gern klappern, er traut ihm eher.“

Diethelm empfing ein graues Säckchen mit den Geldrollen, er übergab die kleine Last dem Reppenberger zum Tragen, befahl der Fränz, ihn hier zu erwarten, und ging mit seinem Geleite stolz durch das Marktgewühl. In der Post brach er alle Rollen auf und zählte und klimperte lange mit dem Gelde, das er dem Steinbauer einhändigte; das graue Säckchen betrachtete er dann eine Weile still und steckte es endlich zu sich, wobei er es an Spottreden auf den Steinbauer nicht fehlen ließ; dieser zählte aber- und abermals Häufchen ab und hörte auf nichts.

Vor dem Hause atmete Diethelm tief auf und sagte dem Reppenberger, daß er tausend Gulden haben müsse, und wenn er sie aus dem Heiligenkasten* stehlen sollte.

„In dem Nest muß Geld sein, hilf's holen,“ ermahnte er den Reppenberger. Dieser wußte auch Rat: der Kastenverwalter** hatte einen großen Posten bereit, aber nur in den die Bauern die Getreidegefälle abzuliefern hatten.
auf Hypothek oder Wechsel. Von ersterer konnte bei Diethelm keine Rede mehr sein, er hatte nichts Unbewegliches als sein Haus und die Wiesen und das war die letzte Sicherheit der Frau; und hätte er auch diese, wie er wohl wußte, zu einer Unterschrift bewegen können, er durfte es für sich selbst nicht tun; denn mit Aufnahme einer Hypothek wäre all sein Ansehen vernichtet; vor dem Wechsel aber hatte Diethelm eine Höllenscheu, der Reppenberger mochte das einen albernen Bauernaberglauben schelten und darüber spötteln, wie er wollte. Vor der Türe des Kastenverwalters stand Diethelm mit Reppenberger wie angewurzelt; er lachte zwar, wenn Reppenberger das „Haus Diethelm“ aufforderte zu verfahren, wie ihm zukam, aber innerlich bebte ihm das Herz; endlich mußte doch ein Entschluß gefaßt werden, und weil denn einmal das Unvermeidliche zu vollziehen war, entlehnte Diethelm gleich noch ein zweites Tausend. Dennoch erhielt er nur mit großer Mühe sechshundert Gulden bar, das übrige mußte er in fremden Staatspapieren zu hohen Tagespreisen annehmen. Noch nie zitterte die Hand Diethelms so sehr, als da er den Wechsel unterschrieb. Auf der Straße war's ihm, als sähe es ihm jedermann an, daß er sich dazu verpflichtet hatte, nach drei Monaten in schmähliche Gefangenschaft zu gehen; aber die Leute waren so ehrerbietig wie je, im Stern fand man es nicht im entferntesten verwunderlich, daß Diethelm auf die Minute sein Wort hielt; und als dieser dem Wirte die Staatspapierer aufzubewahren gab; kam ein neuer Stolz über ihn: „Tausende handeln ja nur mit Kredit, warum soll ich es nicht auch? Ich kann auch mit einem Federstrich Summen hin- und herschieben.“

Die Furcht vor einer Wechselschuld erschien ihm jetzt in der Tat nur als ein Aberglaube und der Wein erfrischte ihm das Herz wie noch nie. Auf die Bitten der Wirtsleute und der Fränz versprach er, über Nacht zu bleiben und den Honoratiorenball zu besuchen. „Das Haus Diethelm bleibt,“ sagte er halb selbstspöttisch; es wußte niemand, was er damit meinte. Er ging nun hinaus vor das Tor, um seinen Schäfern Bescheid zu sagen und der Mutter Nachricht zu geben.

So traf Diethelm die beiden Brüder mitten im Gespräch über ihn; er war guter Laune, als ihm Medard das Geld für die verkauften siebzig Paar Hämmel übergab, händigte ihm ein namhaftes Trinkgeld ein und befahl ihm, ein Fuhrwerk zu nehmen und rasch nach Buchenberg zu fahren, dort der Meisterin Bescheid zu bringen und alles herzurichten zur Aufnahme der neuen Waren und Schafe. Bald fuhr Medard mit seinem Bruder in die linde Nacht hinein, Buchenberg zu.

---

* der Kirchenkasse.
** der Verwalter des landesherrlichen „Fruchtkastens“,

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Regierens.

Skizze von Otto Anthes.

Das Gymnasium zu Lütgendoorn war eine Stiftungsschule und besaß dadurch von altersher einige recht ansehnliche Liegenschaften: zwei Bauernhöfe in der Umgegend des Städtchens, eine Mühle desgleichen, und ein Haus in Hamburg, das in einer zum Hafen führenden Straße lag und in dessen Erdgeschoß eine Wirtschaft betrieben wurde. Das alles war verpachtet und vermietet und brachte der Schule ein schönes Stück Geld ein. Verwaltet aber wurde das Vermögen dem Namen nach von dem Direktor der Anstalt, in Wirklichkeit von einem Angestellten der städtischen Sparkasse mit Namen Spatz, allgemein der „Kassenspatz" genannt, der sich auf diese Weise einen kleinen Nebenverdienst erwarb.

Nun traf es sich, daß der Schule nach dem Tode des bisherigen ein neuer Direktor gesetzt wurde. Er kam von einem Gymnasium im kärglichsten Hinterpommern, ein gelehrter und wohlmeinender Mann, der aber dennoch in einen gelinden Rausch verfiel, als er das Wesen seiner Stellung erkannte. Er kam sich ungefähr vor wie ein regierender Abt des Mittelalters und konnte in langen, zwischen Ernst und Scherz schwebenden Ausführungen vor seinen Amtsgenossen davon handeln, daß das doch eigentlich sehr viel Gutes gehabt habe, eine solche Vereinigung des Geistigen und Herrscherischen in einer Person; daß vor allem solch ein geistig geschulter Herrscher doch viel tiefer in Sinn und Wesen seiner Untertanen habe eindringen können als etwa ein rittlicher Gewalthaber, der aus dem Sattel oder aus dem Stegreif — ja, in Wahrheit aus dem Stegreif seine Befehle um sich geworfen habe. Er nannte den Kassenspatz mit bedeutungsvollem Lächeln seinen Rentmeister und schickte sich, sobald er sich einigermaßen eingelebt hatte, zu einer Bereisung seiner Lehensgüter an, um sich den Hintersassen vorzustellen und zugleich auch nach dem Rechten zu sehen.

Auf den beiden Höfen fand sich nicht viel Gelegenheit zu Regierungsmaßnahmen. Die Bauern empfingen ihn mit vollkommenem Gleichmut, zeigten ihm auf seinen Wunsch Scheunen, Ställe und Vieh und antworteten auf seine geringen Anmerkungen mit achtungsvollem Schweigen. Auch daß er auf dem einen Hof einen mächtigen Schafbock, den ihm der Bauer mit besonderem Stolz vorwies, einen Hammel nannte, minderte sein Ansehen nicht, da der Bauer ihm von vornherein nicht mehr zugetraut hatte. Etwas lebendiger ging es schon auf der Mühle zu. Müller haben immer etwas Denkerisches, Grüblerisches an sich. Auch dieser kam vom Technischen seiner Mühle alsbald auf allerlei philosophische Betrachtungen, die den Direktor überaus anregten. Aber dafür ließ ihn der Müller überhaupt nicht zu Worte kommen, in der Freude darüber, endlich einmal einen Menschen gefunden zu haben, dem seine verdrehten Meinungen Eindruck machten.

Das Hauptstück der Besichtigung bildete die Reise nach Hamburg. Der Kassenspatz begleitete den Direktor und bereitete ihn unterwegs darauf vor, daß er unten im Hause nicht etwa eine vornehme Gaststätte, sondern nur eine einfache Wirtschaft für Arbeiter und dergleichen Leute finden würde. Der Direktor war es wohl zufrieden und fast fröhlich, dergestalt mit dem „Volke" in nähere Beziehung zu kommen. Aber als sie die Gasse hinuntergehend sich dem Hause näherten, stutzten sie doch beiderseits. In der Tür der Wirtschaft stand nämlich ein umfänglicher Mann in Hemdsärmeln, zwischen mehreren blühenden Blumenstöcken, die um ihn herum auf den Boden gestellt waren, und schimpfte mit lauter Stimme auf eine Schar von Kindern und Halberwachsenen ein, die sich grinsend und kichernd auf der anderen Gassenseite ineinander drängten. Erst als er mit Hinterlassung der Blumenstöcke in der Tür verschwand, folgte ihm der Direktor, fand ihn wie erschöpft am Schenktisch lehnend und stellte sich ihm vor. Der Umfängliche machte eine kleine, nicht unhöfliche, aber reichlich zerstreute Verbeugung und schrie dann unvermittelt: „Ja, was sagen Sie nun dazu?"

„Wozu?"

„Zu der Verlobungsanzeige."

Zunächst wußte der Direktor gar nichts dazu zu sagen; als er aber die Begebenheit schließlich in sich aufgenommen hatte, war er empörter als der Umfängliche. Es hatte nämlich am selben Morgen in mehreren Blättern die Anzeige gestanden, daß der Wirt sich mit seiner Wirtschaftsmamsell verlobt habe.

„Und es ist kein wahres Wort daran," zeterte der Verlobte wider Willen. „Ich habe mich nicht verlobt, und ich will mich nicht verloben. Es ist eine Bosheit, so etwas in die Zeitung zu setzen, und eine Gemeinheit dazu."

„Und die Mamsell, was meint die dazu?" fragte der Direktor sachlich.

„Die heult draußen die Küche voll."

Der Direktor besann sich eine Weile und sagte dann: „Sie haben ganz recht. Es ist eine Gemeinheit, und es muß etwas geschehen." — Darauf, zum Kassenspatz gewendet, fuhr er fort: „Schreiben Sie, lieber Spatz!"

Der Kassenspatz schrieb, was ihm der Direktor in die Feder sagte, wie folgt:

„Die Anzeige in der heutigen Nummer Ihres Blattes, meine Verlobung mit Fräulein X. betreffend, ist von unberufener Seite eingesetzt. Ich erkläre, daß an der Sache kein wahres Wort ist und überlasse die Anstifter dieses ruchlosen Streiches der Verachtung aller anständig Gesinnten."

„So!" sagte der Direktor zum Wirt. „Dies unterschreiben Sie und schicken es in die Zeitung! Dann ist alles in Ordnung."

Der Wirt überflog das Blatt, nickte und sagte: „Das ist sehr gut." — Dann legte er es hinter sich auf den Schenktisch und meinte: „Nun wollen wir aber erst mal einen Kleinen nehmen."

Damit bestellte er durch ein Fensterchen in die Küche hinein ein kleines Frühstück, das auch von der verweinten Mamsell bald gebracht wurde. Der Direktor versuchte einige tröstende Worte an sie zu richten, aber sie entwich eilends, ohne ihn anzuhören und indem ein neuer Tränenstrom aus ihr hervorbrach.

Als die beiden Herren sich verabschiedeten, um auch die übrigen Teile des weitläufigen Hauses in Augenschein zu nehmen, mußten sie versprechen, am Abend noch einmal wiederzukommen, um sich, wie der Wirt sagte, den eigentlichen Betrieb anzusehen. Auf der Treppe blieb der Direktor stehen: „Wissen Sie, lieber Spatz," sagte er, „das scheint mir in meiner Stellung das Wichtigste, diesen Leuten in ihren menschlichen Nöten etwas zu sein." — Und der Kassenspatz stimmte zu.

Als sie am Abend nach einem Spaziergang durch die Stadt sich dem Hause wieder näherten, hörten sie schon von weitem einen überaus fröhlichen Lärm daraus schallen. Ein Grammophon quäkte, mehrere lebendige Kehlen schienen mit ihm im Wettbewerb zu stehen, und Gelächter quoll über das Ganze. Eintretend gewahrten sie um einen großen Tisch geschart eine lustige Gesellschaft, Blumen und Flaschen zwischen sich und von einer Wolke von Tabaksrauch umwogt. Der Wirt saß mitten darunter, noch immer hemdärmelig, aber einen Blumenstrauß im Westenausschnitt. Und neben ihm die Mamsell, nun nicht mehr verweint, glückstrahlend vielmehr und ebenfalls irgendwie mit Blumen verziert.

Der Wirt erhob sich und rief: „Kommen Sie, Herr Direktor, Sie müssen auch mitfeiern."

„Ja, was denn feiern?"

„Na, was sonst? Die Verlobung."

„Ja, aber —"

„Gott, Herr Direktor, da es nun einmal drin gestanden hat —"

Der Direktor wollte unwillig werden. Aber der Wirt kam heran, führte ihn ein Stückchen beiseite und sagte: „Ich hab's mir anders überlegt, Herr Direktor. Meinetwegen wäre es ja gleich. Aber das Mädchen — das wäre zeitlebens lächerlich gewesen. Sie ist eine anständige, tüchtige Person, und Hoffnungen hat sie sich ja wohl auch gemacht. Na, Herr Direktor, Menschen — sind wir alle."

Als der Direktor sich später im Hotel niederlegte, sagte er zum Kassenspatzen — sie hatten der Ersparnis halber ein Zimmer mit zwei Betten genommen — auf der Bettkante sitzend, indem er tiefsinnig auf einen Riß in seiner Unterhose niedersah: „Wissen Sie, lieber Spatz, das gibt doch sehr zu denken: daß die Regierten manchmal weiser sind als die Regierenden, gerade im Menschlichen. Man muß — —"

„Ja ja," beeilte sich der Kassenspatz zu bestätigen.

Der Direktor sah fast verstört auf und schüttelte den Kopf: „Es ist eben eine Kunst."

„Die man lernen muß," setzte der Spatz hinzu.

„Nein, nein. Kunst kann man nicht lernen. Das kommt über einen, von oben her. Es ist doch etwas dran an dem „von Gottes Gnaden". Bloß anders — — gute Nacht!" sagte er dann plötzlich mit einem starken Entschluß.

„Gute Nacht," gab der Kassenspatz demütig zurück und knipste das Licht aus.

Masken.

Skizze von Ilse Charlotte Noack.

„Und ich behaupte es trotz allem, daß wir keinen Fasching brauchen, weil unser Leben meist ein Maskenspiel ist," sagte Professor Borning.

Widerspruch auf allen Seiten. Wild durcheinander.

„Was? Wir als ehrliche Christen —"

„Sie zweifeln an unserer inneren Wahrheit, Herr Professor?“

„Wir, die wir eine ideale Weltanschauung vertreten, werden nie —“

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß — —“

Professor Borning lächelte überlegen. „Keine Aufregung, meine Damen und Herren, lieber ein bißchen nachdenken und an die eigene Brust schlagen! Tragen wir nicht alle Masken? Oder maskieren wir uns nicht wenigstens am der gesellschaftlichen Sitten und Gesetze halber?“

Kurze Stille, dann fragte Ingeborg Felsner: „Gibt es nicht auch Menschen, die Mut genug haben, um zu ihren Taten und Worten zu stehen, die also keiner Maske bedürfen?“

Professor Borning wiegte das ergraute Haupt. „Schon recht, gnädiges Fräulein, aber das sind Ausnahmen. Sie sind ohne Zweifel die Besten von uns. Aber sind sie immer unsere Führer? Stehen sie immer an den ersten Steelln? Lassen wir sie nicht vielmehr um ihrer Wahrheit und Ehrlichkeit halber scheitern?“

„Ausgeschlossen!“ entgegnete Geheimrat Falk.

„Darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen?“ fragte Borning. „Zur Veranschaulichung meiner Behauptung? Gut! — Also hören Sie! Ich kenne einen bekannten Politiker. Ein Mann, nicht nur klug und befähigt, sondern auch durch und durch wahr. Nie unterwarf er sich einer Verlogenheit, zu der unser Gesellschaftsleben manchmal verlockt. Unterwarf, sagte ich. Er hatte eine Frau aus den unteren Schichten um ihres hübschen Gesichtes willen geheiratet und hatte sich wohl eingebildet, sich an ihr eine Gefährtin erziehen zu können. Daraus war nun allerdings nichts geworden; denn Frau Hanna nutzte die Stellung ihres Mannes aus, um sich zu putzen, ins Theater zu gehen und dauernd Geld von ihm zu verlangen. Sie glaubte schon genug zu tun, wenn sie sich etwas um Haushalt und Kinder kümmerte und ahnte nicht, daß eine Frau auch geistige Gefährtin ihres Mannes sein kann oder mindestens Freundin in Not und Leid sein müßte. Mein Freund war also ein innerlich Einsamer, den seine Frau noch unnötig mit Eifersucht quälte, wenn er sie in einen Kreis mitnahm, in dem sie sich den anderen Damen gesellschaftlich nicht gewachsen fühlte, obwohl mein Freund ihr taktvoll über alle Entgleisungen hinweghalf.

Nun kam eine Stunde, in der mein Freund d e r Frau, d. h. der einen, ihm von der Vorsehung bestimmten, begegnete. Ich kenne sie nicht. Aber er muß bei ihr wohl alles gefunden haben, was ihm Frau Hanna nicht gab und auch nie geben konnte. Er hat mir nur ein paar Andeutungen gemacht, aber ich konnte daraus entnehmen, daß ihm diese mir unbekannte Frau mehr galt als alles andere auf der Welt.

Dann drang ein Gerücht an meine Ohren, mein Freund wolle sich scheiden lassen. Bald darauf schrieb mir Frau Hanna, fremde Leute hätten ihr erzählt, ihr Mann wolle eine andere heiraten und ich möchte meinen Einfluß geltend machen, ihn davon abzuhalten. Der Brief strotzte von Taktlosigkeiten und gehässigen Verdächtigungen gegen den eigenen Mann und die unbekannte Frau, so daß ich ihn zerriß. Am meisten empörte mich die Behauptung, daß jene Fremde das große Eheglück zerstört habe und daß Frau Hanna das Wort mißbrauchte von dem, was Gott zusammengefügt hat, während sie mit meinem Freunde doch nur in einem gesetzlich abgestempelten Verhältnis, nie aber in einer wahren Ehe gelebt hat. Nach meiner Ansicht macht nicht der Trauring, sondern die seelische Gemeinschaft das Wesen der Ehe aus.

Keine Entrüstungsrufe, meine Damen! Sie kommen nachher zu Wort!

Also — als ich einige Monate später meinen Freund unter vier Augen nach dem Kern der umlaufenden Gerüchte fragte, da — was meinen Sie, meine Herrschaften — da erklärte er alles für böswilliges Gerede, er dächte nicht an Scheidung. Mit der in Frage kommenden Dame habe ihn eine rein geistige Freundschaft verbunden, der nichts Körperliches anhafte.

Ich schwieg und wußte, daß wieder einer der Verlogenheit zum Opfer gefallen war. Sicher hatte er aus Angst um seine Stellung die Maske vorgebunden.

Und nun, meine Herrschaften, haben Sie das Wort!“

„Ich möchte etwas dazu ergänzen“, sagte die Schriftstellerin Ingeborg Felsner mit schwerer, harter Stimme. „Der Mann, von dem Sie sprechen, Herr Professor, war bereit, alles — Name, Stellung, Ehre und Familie — zu opfern, um die verehrte Frau zu gewinnen, aber diese Frau hat nicht gewollt. Warum sollte sie dem armseligen Geschöpf, das nur nach dem Gelde und dem Namen des Mannes verlangte, diese Nichtigkeiten nehmen? Seine Seele hat Frau Hanna nie gehört, die gehört der andern Frau, die aber auch stets den Mut haben wird, sich zu dieser seelischen Gemeinschaft zu bekennen.“

„Ach reden Sie doch nicht“, rief Marga Lehmann und wurde rot, weil sie an ihr Jugendglück dachte, das sie aber wohlweislich verschwieg. „So etwas mag in Ihren Romanen vorkommen, aber nicht im Leben!“

Ingeborg stand auf. „Doch, es kommt auch im Leben vor, denn die andere Frau — bin ich.“ Mit ruhigem Gesicht sah sie nach der Uhr und wandte sich dann an die Hausfrau. „Im übrigen bitte ich um Entschuldigung, daß ich Ihren Kreis jetzt schon verlasse. Ich habe für heute Abend einen Vortrag angenommen.“

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte der Geheimrat mißbilligend: „Diese peinliche Überraschung hätte uns Fräulein Felsner ersparen können.“

„Eine Dame darf nicht so aus der Rolle fallen“, meinte Marie Meier.

Und Marga Lehmann sagte in sittlicher Empörung über die andere und innerer Freude, daß von ihr selbst niemand etwas Nachteiliges wußte: „Man kann seine Freunde nicht sorgfältig genug prüfen, um derartige Vorkommnisse zu vermeiden. Ich hielt Fräulein Felsner schon lange für unmöglich.“

„Jedenfalls hat sie gezeigt, daß sie keinen Wert darauf legt, in unserm Kreis wieder zu erscheinen“, erklärte die Hausfrau.

Professor Borning sah von einem zum andern mit einem Lächeln, das viel, sehr viel sagte: „Nun, meine Damen und Herren, wie ist es mit dem Fasching des Lebens? Maskieren wir uns weiter?“

„Wir wissen stets, was wir zu tun haben“, entgegnete die Hausfrau im Vollgefühl ihrer gesellschaftlichen Schulung. Mit liebenswürdigem Lächeln wandte sie sich an ihre Nachbarin: „Und nun, liebes Fräulein Lehmann, darf ich Sie wohl bitten, uns die versprochene Rhapsodie vorzuspielen?“

Bunte Chronik

*** Unsichtbares Licht.** Die merkwürdigen Wirkungen des unsichtbaren Lichtes wurden, wie wir im „Vorwärts“ lesen, auf der diesjährigen Versammlung der amerikanischen chemischen Gesellschaft zu Baltimore vorgeführt. Wie einer Schilderung der „Umschau“ zu entnehmen ist, wurde in dem Theater, in dem die Versammlung tagte, die Beleuchtung abgestellt und ein starker Quecksilber-Lichtbogen erzeugt, der reich an unsichtbaren ultravioletten Strahlen ist, aber nur ganz schwach purpurn leuchtet. Sofort erstrahlten die Augen, Zähne, Fingernägel und Hemdenknöpfe der Teilnehmer in einem fahlen phosphoreszierenden Licht. Diese Phosphoreszenz unter der Einwirkung ultravioletter Strahlen hat übrigens auch schon auf der Bühne Anwendung gefunden. So sah man in diesem Winter in einigen Berliner Revuen Schauspieler, deren Kostüme im verdunkelten Raum zu glimmen schienen. Auch Szenerien wurden mit diesem „unsichtbaren Licht“ effektvoll gestaltet, indem durch Mischung sichtbarer Farben mit ultravioletten Strahlen derselbe Hintergrund in ganz verschiedener Beleuchtung erschien.

•

*** Wie die Schulferien entstanden.** Regelmäßige Schulferien in der Art, wie sie jetzt bestehen, gab es in früheren Jahrhunderten in keinem Lande. Wohl erhielten die Kinder in den Schulen von Zeit zu Zeit einmal einige Tage frei, aber diese Freizeit war meistens in das Belieben der Schulleiter gestellt und dort, wo von Landesbehörden schon solche Freizeiten festgelegt waren, hielten sich diese in sehr engen Grenzen. Man war noch allgemein der Ansicht, daß die Kinder durch längere Ferien nur lernunlustig würden. In den meisten Städten richteten sich die wenigen freien Schultage nach den örtlichen und kirchlichen Interessen. Fast durchweg bestand der Brauch, den Kindern während der Zeit, in der der Jahrmarkt abgehalten wurde, zwei bis drei Tage frei zu geben. Einige freie Tage wurden weiter zugestanden am Erntedankfest, zur Kirchweihe und während der Faschingsvergnügungen. Aus manchen alten Verordnungen läßt sich weiter ersehen, daß die schulfreien Tage mehr zur Erholung der Lehrer als zu der der Kinder eingeführt waren. Eine einheitliche Ordnung der Schulferien wurde erst im vergangenen Jahrhundert eingeführt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.